

tätsverlust durch normative Macht des Faktischen (95). Problematisch bleibt das common-sense-Vertrauen des Autors, zu einfach klingt die Erklärung für den öffentlichen Schwund des Vertrauens in sein Surrogat, die Fachleute (moralisierend politisch geworden 102 f.). Etwas befremdlich (wie bezeichnenderweise schon bzgl. ‚Sinn‘ und ‚Theodizee‘ vgl. Religion nach der Aufklärung 178 ff., 195 ff.) wirken die Argumentationen zur ‚Erklären(s)/Verstehen(s)-Problematik‘: L. kritisiert klassische Positionen und Diskurse (die *jüngeren*, z. B. von Wright und Apel, erwähnt er gar nicht) ungeniert aus der Perspektive seines (ganz anderen) Paradigmas. Dabei bedient er sich einer Begriffskritik vermittels salopper Hinweise auf die Alltagssprache (wiewohl es um Fachterme geht!) und gewisse Überschneidungsfälle (wer würde die leugnen!). Zudem suggeriert seine Intention, Wissenschaftsseparation ließe sich nur durch Verzicht auf Methodendifferenzierung vermeiden. *Die Dialektik der Begriffsgeschichte der ‚Dialektik‘* hingegen ist ein wahres Kleinod philosophischer Kurzprosa! – Auch sonst: Wer die partielle Leseanstrengung (durch seminardeutsche Wortverkettungen hindurch) nicht scheut, profitiert von der ausgreifenden und hochgeschätzten Arbeit eines sensiblen Kulturdiagnostikers ersten Ranges.

M. WIDMANN

LÜBBE, HERMANN, *Im Zug der Zeit*. Verkürzter Aufenthalt in der Gegenwart. Berlin usw.: Springer 1992. 411 S.

Generalthema dieses Buches ist die temporale Verfassung unserer gegenwärtigen Kultur. Verf. geht seinen Gegenstand in einer systemtheoretischen Perspektive an: Temporalität ist eine wesentliche Dimension jedes Lebendigen, und so auch unserer Gesellschaft und Kultur. Alle Systeme haben eine Geschichte, eine Entwicklung. Diese Entwicklung verläuft nicht nur nach einer gewissen inneren Logik, sondern zugleich unter vielen (bzgl. dieser „Logik“) kontingenten Bedingungen: sie ist also nicht gesetzmäßig und deshalb auch nicht prognostizierbar. Zentral für diese Entwicklung ist die Weitergabe und Transformation von Information von Lebewesen der einen Generation auf solche der folgenden Generation. Sie erfolgt auf zwei grundsätzlich verschiedenen Wegen: im Bereich der bloßen Natur auf genetische Weise; im Bereich der Kultur durch symbolisch-sprachliche Interaktion. Für kulturelle Prozesse scheint generell das Gesetz zu gelten, daß sich ihre Geschwindigkeit beschleunigt. Der Prozeß der Zivilisation im ganzen verläuft aber nicht „laminar“: es gibt Ungleichzeitigkeiten, verschiedene Geschwindigkeiten (und daher „Wirbelbildungen“ und „Kehrwasser“). Der Druck der Veränderung bringt Gegenbewegungen hervor, die z. T. die Funktion der Kompensation für die Nachteile haben, die mit den Veränderungen des zivilisatorischen mainstream verknüpft sind. Diesen Hauptstrom, der die Lebensbedingungen am tiefsten verändert, sieht L. wohl im Fortschritt der Technik. Daß zwischen der so verstandenen Zivilisationsdynamik und den kulturell sich äußernden Kontinuitätsinteressen ein Komplementärzusammenhang besteht, ist eine zentrale These des Buches.

Ausgehend von der Annahme, daß sich die Transformationsgeschwindigkeit der materiellen Basis unserer Zivilisation mehr und mehr beschleunige, werden zwei Bündel von Sachverhalten analysiert: in deskriptiver Absicht die daraus sich ergebenden Veränderungen der temporalen Verhältnisse (Einstellungen zur Vergangenheit und Zukunft) und zugleich, in ideologie-kritischer Absicht, bestimmte kulturkritische Versuche, Alternativen zur Kultur der industriellen Gesellschaft zu fordern oder zu wünschen. Das Fazit der deskriptiven Analysen ist im Untertitel der Abhandlung gegeben: die Zeit, die wir als Gegenwart erfahren, d. h. als Zeitraum, in dem die Umgebung im wesentlichen gleich bleibt, wird immer kürzer; das Tempo der Innovation und damit das Ausmaß der Vergänglichkeit werden immer größer. L. zeigt das im einzelnen am veränderten Funktionieren (bzw. Nicht-Funktionieren) der Instanzen, die schon früher der Macht der Vergänglichkeit entgegenwirken sollten: am Beispiel des Friedhofs und des Archivs. Er zeigt es am Beispiel der Architektur und der bildenden Kunst, für welche ein Verhältnis zur Vergangenheit und Zukunft konstitutiv ist. Und er zeigt es am Beispiel der Wissenschaft und der Technik, die selbst zwar im wesentlichen präsentisch strukturiert sind, in ihrer rasanten Entwicklung aber, vermittelt durch die

Ökonomie, heute als die wichtigsten Ursachen der Veränderung der gesamten Zeitkultur anzusehen sind.

Zunächst also Technik und Wissenschaft! (Mit „Wissenschaft“ ist dabei immer die „harte“, entscheidungsrelevantes Expertenwissen ausbildende gemeint: die Naturwissenschaft.) Technik und Wissenschaft haben zwar je eigene Motivationen und haben lange Zeit auch unabhängig voneinander existiert; in den alten Zeiten fallen Zeiten gehäufte wissenschaftlicher Produktivität und solcher gehäufte technischer Erfindungen keineswegs zusammen. Seit der ersten industriellen Revolution jedoch ergibt sich eine sehr lebhaft Interaktion. Für die moderne Technik ist die planmäßige Verwertung wissenschaftlicher Erkenntnisse ebenso charakteristisch, wie die moderne Naturwissenschaft nur aufgrund eines hohen technischen Könnens vorankommt. – Betrachtet man die Geschichte der beiden Zweige über sehr lange Zeiträume hinweg, so stellt man eine kontinuierliche Evolution fest, deren Geschwindigkeit in exponentieller Kurve wächst. Damit ist ein ungeheurer Fortschritt an Wissen und Macht gegeben. Allerdings wächst in derselben Rate auch – einerseits – die Geschwindigkeit, mit der Wissen (in der jeweils aktualisierten Form) veraltet, andererseits sinkt die Übersichtlichkeit über die Menge der zu totalisierenden Einzelerkenntnisse. Um diesen Nachteilen gegenzusteuern, werden eigene Techniken entwickelt: Aufstellung und Hierarchisierung von Theorien; Techniken der elektronischen Datenverarbeitung und der Informationsvernetzung; Strategien der Spezialisierung der beruflichen Weiterbildung. Doch werden gerade darin gewisse Grenzen der Möglichkeit erkennbar, die negativen Folgen des Fortschritts zu kompensieren. L. verwendet in diesen Zusammenhängen gern den ökonomischen Begriff des „Grenznutzens“: für weitere Steigerungen der Effizienz müssen unverhältnismäßig größere technische Mittel und folglich auch menschliche und finanzielle Ressourcen eingesetzt werden.

Das Hauptinteresse L.s gilt den (gegenüber „früher“) veränderten Weisen, Zeit wahrzunehmen und zu leben. Zeit wird in einer modernen Gesellschaft mehr als früher Gegenstand eigener Aufmerksamkeit und Sorge. Sie wird „aufdringlich“ aus zwei Gründen. Erstens im Kontext des beruflichen Lebens: weil sie, als immer knappere, effizient organisiert werden muß; – weil sie, als immer gemeinsamere, Parameter der zu synchronisierenden Handlungsabläufe ist, – weil sie als immer schneller vergehend, einen immer weiteren Ausgriff auf die mögliche Zukunft erfordert. Zweitens im Kontext des privaten Lebens: weil sie, als größer gewordene Freizeit, immer höhere Selektionsleistungen herausfordert. Die Veränderung in beiden Bereichen macht den Rückgriff auf alte, z. T. neu zu erwerbende Tugenden wie Selbstbeherrschung und Pünktlichkeit erneut aktuell.

Bemerkenswert ist, wie – nach Ls. Analysen – die moderne Kultur das Verhältnis zur Zukunft, Vergangenheit und Gegenwart geprägt hat. L. spricht von einer universalen „Historisierung“. Damit sind verschiedene Phänomene gemeint, die vielleicht darin übereinkommen, daß sich die Gegenwart als privilegiert „Ort“ der Verankerung in einem durch Tradition übermittelten Sinn auflöst und daß Identität aus einer (jetzt „gemachten“) Vergangenheit (Denkmalschutz) oder Zukunft (Avantgardekunst) gesucht wird. So kommt eine sehr pluralistische Kultur zustande, in der Bestandstücke der verschiedensten Zeiten synchron werden. Was Nietzsche noch als den Verlust der Geschlossenheit eines Stils beklagte, wird von L. positiv gesehen; unter den heutigen Bedingungen müßte eine einheitliche Kultur totalitäre Züge tragen. In einer schnell sich wandelnden Umwelt ist es verständlich, daß das Alte als solches ein Wert wird: repräsentiert es doch, jenseits allen Gebrauchswerts, das Vertraute und damit historische Selbstidentität. Denkmalschutz hat also eine positive Funktion, wenngleich er sich notwendig auch in Widersprüche mit anderen Lebensinteressen verwickelt, die die Grenzen dieser wesentlich kompensatorischen Veranstaltung deutlich machen. Die Gleichzeitigkeit des Alten und Neuen, die dadurch geschaffen wird, erlaubt es, verschiedene Bedürfnisse (z. B. nach Bequemlichkeit und nach der Anmutungsqualität des Alten) miteinander zu erfüllen. Insofern immer jüngere Gebäude geschützt und damit der Vergangenheit zugerechnet werden, spricht sich in der Denkmalschutzbewegung indirekt auch ein Memento mori für das jetzt (noch) Bestehende aus. Darin liegt eine Affinität der um ihres Vergangenheitswerts geschätzten Denkmäler mit den Erinne-

rungsmälern der Friedhöfe. Die Kultur der Friedhöfe, die seit dem letzten Jahrhundert immer mehr zu einer Kultur der (möglichst dauerhaften) Verewigung vergangener bürgerlicher Existenzen geworden ist, beginnt umzuschlagen: teils in die Praxis der anonymen Bestattung, teils in das Element der Denkmalpflege. – Die Historisierung macht auch an unserer gelebten Gegenwart nicht halt: wir betrachten uns auch schon immer mit den Augen künftiger Historiker. Die Archive wachsen ja keineswegs nur wegen der immer komplexeren Querverbindungen der verschiedenen Ämter, die eine breitere Basis für den praktisch motivierten Griff in alte Akten erfordern. Vielmehr wird auch für den prospektiven Bedarf künftiger Historiker gesammelt. Freilich: da nicht alles aufgehoben werden kann, muß eine Auswahl getroffen werden; und diese Auswahl ist in gewissem Maß blind, da heute niemand vorhersehen kann, welches die Frageinteressen der künftigen Historiker sein werden. Auch hier also wieder eine Kompensation (der schnell veralteten Gegenwart durch die Dauer der archivalisch gestützten Erinnerung) und die Grenzen dieser Kompensation. Allgemein formuliert: Je kürzer etwas gegenwärtige Aktualität hat, desto schneller veraltet es; desto mehr wächst der Bedarf an Vergegenwärtigungen des Vergangenen; der Erfüllung dieses Bedarfs aber sind Grenzen gesetzt (4). Die sich überschlagenden, auf sich selbst iterativ angewendeten Historisierungen werden zu kompliziert, zu teuer, kaum mehr zu nutzen, hinderlich für das weiterdrängende Leben. – Während L. die Kultur der Vergangenheitsvergegenwärtigung zwar nicht unkritisch, aber aufs Ganze doch zustimmend referiert, reserviert er dem Begriff der Avantgarde, der das Kunstschaffen heute stark bestimmt, eine harte Abrechnung. Er sieht ihn im Kontext eines naiven Fortschritts Glaubens, als Teil eines (ebenso politisch gefährlichen wie künstlerisch sich selbst aufhebenden) Versuchs, die für die heutige Moderne typische Komplexität und Pluralität (an Stilen und Zeiten) auf eine Einförmigkeit zu reduzieren, wie es sie vielleicht in vormodernen Kulturen gegeben hat.

Die Absicht, die L. in diesem Buch verfolgt, bezeichnet er selbst so: die nüchterne „Analyse von kulturellen Bedingungen der Selbsterhaltung der Moderne“ (4), in Absehung von Legitimations- und Identifikationsproblemen. Dennoch spielen auch diese letzteren hinein. Grob gesprochen, plädiert L. für eine grundsätzliche Anerkennung der modernen Welt, gegen die kulturkritische Philosophie von links und rechts. Gegen den Kulturpessimismus Adornos führt er die Tatsache ins Feld, daß durch die gewachsene Freizeit heute für viele Menschen mehr Kultur möglich ist als früher. Gegen die konservative Zeitkritik (insbesondere Heideggers) ist das Argument gerichtet, zwischen der modernen und der vormodernen Technik bestehe kein Unterschied des Wesens, sondern nur der der potenzierten Möglichkeiten. L.s Überzeugung ist, daß die Vorteile, die die Zivilisationsdynamik mit sich bringt, die Nachteile überwiegen, und zwar schon deswegen, weil es zu jener Zivilisationsdynamik auch gehört, Institutionen hervorzubringen, die diese Nachteile in etwa kompensieren.

Die Polemik gegen die „Frankfurter“ und „Freiburger“ Kulturkritik wächst sich zu einer Polemik gegen einen bestimmten Denkstil, ja gegen das philosophische Pathos selbst aus. Immer wieder mokiert sich L. über die natur(wissenschafts)fremde und -feindliche, „geisteswissenschaftliche“ Orientierung vieler Philosophen. Grotesk seien ihre Mißverständnisse der Naturwissenschaft (als ungeschichtlicher Gesetzeswissenschaft, als primär technisch motiviert, als bloß „erklärend“ statt auch „verstehend“ usw.). Ihre Abneigung gegen die instrumentelle Vernunft und ihr Liebäugeln mit dem Mythos gefährde die äußere und dann auch innere Freiheit, die nur auf der Basis einer Deutung der Natur nach Regeln zu haben ist. Überhaupt sei das Innere, Subjektive, nie das Erste. Das gelte nicht zuletzt von der Zeit. Die „objektive“ Zeit und der entsprechende Zeitumgang habe die Priorität vor dem inneren Zeitbewußtsein, dessen Phänomenologie kulturgeschichtlich als Derivat von viel (unbewältigter) Freizeit zu deuten sei. „Der Zeitbegriff, den Heidegger ‚vulgär‘ nennt, ist in Wahrheit der Begriff jener Zeit, im Kontrast zu der sich subjektive Zeiterfahrungen als subjektiv überhaupt erst wahrnehmen und beschreiben lassen“ (376).

Der Mythos, den L. wohl zu Recht zerstört, ist der des autonomen Subjekts, das von außen entscheiden zu können meint, ob die Gesamtentwicklung der Gesellschaft gut sei oder nicht. Diese geht ihren Gang, und wir müssen uns mit ihr arrangieren – und

wir können das auch. Denn dieser Gang ist zustimmungsfähig und, da wir die durch ihn hervorgebrachten Möglichkeiten nützen, ist er auch prinzipiell zustimmungspflichtig; er darf deshalb als „Fortschritt“ (266) bezeichnet werden. L.s Haltung gegenüber den Kulturkritikern erinnert immer wieder an die Kritik Hegels gegenüber der idealistisch-moralisierenden Jugend seiner Zeit. Durch den Blick auf die großen geschichtlichen Bögen, in die wir eingefügt sind, soll sich das denkende Individuum mit den Rahmen-Bedingungen seiner Zeit versöhnen, denen es ohnehin nicht entgehen kann. Damit ist gegeben, daß der platonische Traum von der Philosophie als einer Möglichkeit, die Gesellschaft von außen her zu beurteilen, definitiv „ausgeträumt“ ist (252). Freilich huldigt L. keinem blauäugigen Fortschrittsoptimismus. Er sieht schon auch, daß die Kompensation der Nachteile, die aus der sich steigernden Zivilisationsdynamik entstehen, nur in gewissen Grenzen möglich ist, die zudem immer enger gezogen scheinen. An prominenter Stelle (24, 396: Ende der Einleitung und des ganzen Buches) verwendet er dafür das Bild von der exponentiell ansteigenden Steilheit einer Treppe: extremer Aufstieg provoziert den Absturz. Damit kommt er dann doch in die Nähe der von ihm kritisierten Philosophen. Die Stimmung, die seinen Analysen und Plädoyers zugrundeliegt, ist ambivalent.

L. hat ein hochinteressantes Buch geschrieben, das eine weit gespannte Wahrnehmungsfähigkeit und eine dialektisch-subtile Begriffsarbeit bezeugt. Sein Pathos, das Funktionieren des Realen erst einmal zu begreifen, statt sich von einzelnen Negativphänomenen zu einer generellen (und doch in praxi nicht durchzuhaltenden) Distanzkultur verführen zu lassen, ist sicher grundsätzlich gesund und heilsam. Dennoch ist man über seine Polemik nicht immer glücklich: zwar werden die aufgespießten Punkte, so wie sie L. darstellt, im allgemeinen zu Recht kritisiert, – ob aber damit die Intentionen der betreffenden Autoren schon getroffen sind, muß man häufig bezweifeln. L.s Scheinwerfer bringt so zwar vieles in ein klares Licht, beläßt aber doch auch manches im Schatten. Die von ihm suggerierte Äquivalenz von Freizeit und Freiheit z. B. muß doch abgeschwächt werden: einerseits in Hinsicht auf die Aufgaben, die die Nutzung der Freizeit mit sich bringt, andererseits im Hinblick auf die Sinnerfahrung in der Arbeitswelt selbst. Man könnte L. auch vorwerfen, daß er gegenüber den zweifellos gewaltigen Veränderungen aufgrund neuer Techniken die Rolle genuin ideenhafter Impulse unterschätzt. Man könnte ihm auch vorwerfen, daß er die Probleme unseres Zivilisationstyps nur im abnehmenden Grenznutzen sieht, und nicht in unreparierbaren Naturzerstörungen und in der psychosozialen Zerrüttung, die eine Folge der Beschleunigung technisch induzierter Innovationen ist. Man ist aber dabei nicht sicher, ob er diesen Einwänden nicht schon – in anderen Kontexten – zuvorgekommen ist. – Als angenehm ist zu vermerken, daß in Gestalt der Einleitung eine ausführliche Zusammenfassung des Ganzen gegeben ist, so daß der Leser nach Belieben sich den differenzierteren Ausführungen in den relativ selbständigen Kapiteln des Hauptteils zuwenden kann oder nicht. Der Gedankenfluß des Buches ist, analog dem darin dargestellten Prozeß, nicht „laminar“: zahlreiche Nebenbemerkungen und Seitenhiebe sorgen für Erfrischung und pluralisierende Auflockerung des Grundgedankens, dessen (in unserem Referat noch übertrieben herausgestellte) Formalität sonst vielleicht ermüden könnte. Die Wortverbindungs-schlängenungetüme, die dem Verf. teuer sind, mag mancher Leser – wie der Rez. – zwar für gräßlich halten; in der Flüssigkeit des fast erzählerischen Stils und im bunten Reichtum der Anschauung wird seine Sensibilität jedoch eine hinreichende Kompensation finden.

G. HÄEFFNER S. J.

PHILOSOPHIE ALS ZEITDIAGNOSE. Ansätze der deutschen Gegenwartsphilosophie. Hrsg. Hans-Ludwig Ollig. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 1991. VII/262 S.

Den Lesern unserer Zeitschrift ist der Hrsg. als wachsamer Begleiter des zeitgenössischen Philosophie-Bemühens bekannt. Hier hat er vierzehn Beiträge nicht bloß gegenwärtigen, sondern zudem gegenwartsdiagnostischen Denkens aus den 80er Jahren zusammengestellt. (Das Vorwort merkt, offenbar nicht überflüssigerweise, die Selbstverständlichkeit an, daß aus äußeren wie aus inneren Gründen Sammlungen dieser Art